

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 19 (1915-1916)
Heft: 1

Artikel: Es leuchtet ein Licht in der Finsternis : Novelle [Schluss folgt]
Autor: Sienkiewicz, Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661286>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Es leuchtet ein Licht in der Finsternis.

Novelle von Heinrich Sienkiewicz.

I.

Der vornehme Cajus Septimus Cinna verbrachte seine Jugend bei den römischen Legionen im gefährlichen Feld wie im gesicherten, aber harten Lager. Dann kehrte er nach Rom zurück, um seinen im Krieg erworbenen Ruhm wie seinen Reichtum zu genießen, der, trotzdem er ins Wanken geraten war, immer noch hinreichte, um ihm das üppige Wohlleben der Weltstadt zu erschließen. So schlürfte er die Nächte bei Trinkgelagen in den vorörtlichen Landhäusern seiner Freunde, und die erträglichen Stunden des Tages verschwendete er in Gesprächen mit den Redekünstlern in den Vorräumen des Warmbades oder er lag seinen Übungen bei den Fichtmeistern ob. Er liebte nebenbei wie andere dem Klatsch der großen Welt sein Ohr, sei's im Circus, bei den Wettrennen oder bei den Zweikämpfen der Schaufechter. Wie andere Vornehme ergötzte er sich am Lautenspiel der eingewanderten Griechen, an den geheimnisvollen Wahrsagungen der Thrazierinnen und der wunderbaren Kunst schöner Tänzerinnen aus Lesbos. Wie der berühmte Lucretius, mit dem er von der Mutter her verwandt war, hatte er eine Vorliebe für ausgesucht feine Speisen. An seiner Tafel wurden Weine aus Griechenland, Austern aus Neapel, in Honig gebackene Heuschrecken vom Schwarzen Meer, nordländische Schneehühner, alles was selten und kostbar war, dargeboten. Doch ging er nicht völlig in der Üppigkeit auf, er pflegte auch seine edleren Sinne und gewann Gefallen an schönen Dingen: an Statuetten, die in Korinth ausgegraben wurden, etruskischen Vasen und römischen Mosaiken; nicht minder an den feinen Geweben von den Ufern des Euphrat und den Wohlgerüchen aus Arabien. Über all das wußte er sich mit den kenntnisreichen Greisen geschickt zu unterhalten, die an seiner Tafel saßen, die glatten Schädel mit Rosen bekränzt. Er begeisterte sich für die Redekunst Ciceros wie für die wohlklingenden Verse des Dichters Horaz und brachte es soweit, am Gastmahl selbst anacreontische Lieder vorzutragen, solange die Stimme und die Gewalt des Weines es erlaubten. Sogar ins Gebiet der Weltweisheit erlaubte er sich unter der Führung eines Meisters vom Fach einige Streifzüge. Denn auch dies gehörte zum guten Tone. Sie verschafften ihm Einblick in die Geistesgebäude der Griechen, die allerdings bereits zerfallen waren; sie machten ihn bekannt mit der Gleichmutslehre der Stoiker, ohne daß er dabei seine Abneigung gegen diese überwunden hätte, da er sie für eine politische Partei hielt und für Schwarzseher, die dem frohgemuten Leben feindlich gesinnt wären. Nicht selten saßen die philosophischen Zweifler an seiner Tafel, die zwischen Teller und Becher ganze Geistesgebäude

niederrissen und bei strömendem Wein verkündeten, die Freude sei vergänglich, die Wahrheit unerreichbar, sodaß das einzige Lebensziel des Weisen nur die Erwerbung unbedingter Ergebung sein könne.

Solche Töne kitzelten sein Ohr, drangen aber nicht in die Tiefe. Grundsätze erschienen ihm als etwas Überflüssiges. Der strenge Cato war für ihn eine seltsame Verbindung von Charakterfestigkeit und Torheit; das große Leben ein ungeheures Meer, auf dem die Winde bliesen, wie es ihnen gefiel, woher die ganze Weisheit des Menschen einzig und allein darin bestand, die Segel ihres Lebensschiffleins möglichst geschickt zu stellen und zu wenden, daß es vorwärts komme und andere überhole.

Daneben bewahrte er sich noch eine gewisse Vorliebe für breite Schultern, wie er sie besaß, einen gesunden Magen, wie er sich eines solchen erfreute, und einen kraftvollen römischen Kopf mit Adlernase und ausgesprochenen Kinntbacken, wie er ihm eigen war. Damit, das war seine Überzeugung, komme man glatt und ungeschoren durchs Leben. Obschon er kein Anhänger der zweifelnden Philosophen war, übte er den Zweifel im Leben, gleichwie er ein Anhänger der Prediger des Lebensgenusses war, obschon er genau wußte, daß das Wohlleben die Menschen nicht glücklich macht. Als gewandter Fechter, der er war, hielt er auch die Philosophie für eine geistige Fechtkunst. War er einmal des Wortkampfes müde, so ging er in den Zirkus und vergaß alle Rechthabereien, sobald er Blut fließen sah.

Sowenig wie an die Götter glaubte er an Tugend, Wahrheit und Glück. Dagegen war er für Wahrsagungen zugänglich, gefiel sich in einem dicken Aberglauben und schwärmte gelegentlich für die geheimnisvollen Glaubenslehren des Ostens. Seinen Sklaven war er ein gütiger Herr, sofern er sich nicht etwa durch üble Launen zu Grausamkeiten hinreißen ließ. Niemandem aufrichtig zugetan, hatte er Sinn für mancherlei Dinge; vor allem aber schätzte er seinen eigenen Prachtkopf wie seinen edel geformten Patrizierfuß. Von Zeit zu Zeit einmal das vornehme Rom vor den Kopf zu stoßen, machte ihm anfänglich Spaß; mit den Jahren verlor sich auch diese Liebhaberei.

II.

Als sich aber die Gläubiger in sein Vermögen teilten, kam zum Gefühl der Übersättigung, das sich eingestellt hatte, unverhofft noch eine seltsame tiefe Unruhe hinzu. Er hatte alles genossen, was seiner Zeit genießenswert erschien, alle Lustbarkeiten der vornehmen Welt mitgemacht, aber zugleich auch einen Einblick gewonnen in die Denkweise der Menschen, war mit Kunst und Dichtung in Berührung gekommen, was ihn manchmal zur Überzeugung führte, er habe dem Leben allen Reiz und Inhalt abgewonnen. Jetzt aber meldete sich bei ihm das unabweisliche Gefühl, er habe etwas Wichtiges, das

Allerwichtigste vielleicht, unterlassen. Er begann zu grübeln, zerbrach sich aber umsonst den Kopf, was es sei.

Er gab sich oft Mühe, dieses heunruhigende Gefühl abzuschütteln, indem er sich selbst einredete, das Leben sei nun einmal so, man könne ihm keinen andern Inhalt geben und wenn es beendigt sei, so sei es auch abgeschlossen; aber während der Sinnenmensch Cinna sich über die Unruhe in seinem Innern verwunderte und sich dagegen auflehnte, empfand sie der geistige Mensch in ihm als durchaus gerechtfertigt.

Mächtige Verwandte brachten es zustande, daß Cinna als Verwalter nach Alexandrien geschickt wurde, wobei er Gelegenheit finden sollte, in der reichen Provinz seine völlig zerrütteten Vermögensverhältnisse wieder zu ordnen. Aber als er in Brundisium das Schiff bestieg, meldete sich auch die alte Unruhe als Fahrgast und wich nicht von seiner Seite. Er hoffte, daß er sich ihrer in Alexandrien, wo Amtsgeschäfte und neue Gesellschaft ihn in Anspruch nahmen, entledigen könne. Allein er irrte sich; die Unruhe wuchs und wucherte in seiner Seele. Er ging bei blauem Himmel im Schatten einer unsichtbaren Wolke, der nicht auszuweichen war.

So kam er zu dem Versuch, sich neuerdings durch jene Lebensweise zu betäuben, der er sich in Rom hingegeben hatte. Auch Alexandrien war eine üppige Stadt, und die blondhaarigen Griechinnen mit der lichten Haut, die sich in der Sonne Ägyptens mit bernsteinfarbenem Schimmer überzog, waren noch schöner und seltsamer als in Rom. Aber er fand auch in ihrem Umgang keine Beruhigung und keinen Frieden. Selbstmordgedanken überkamen ihn. Von seinen Genossen entledigte sich der und jener seiner Lebensorgen, oft aus ganz geringfügigen Ursachen, aus Langerweile oder Überdruß, indem er sich ins Schwert stürzte, das ihm ein treuer Sklave entgegenstemmte. Ein Augenblick des Schmerzes, und alles war vorbei. Die Gedanken wurden in ihm mächtig, und schon war er daran, sie durch einen festen Entschluß in die Tat umzusetzen, als er durch einen wunderbaren Traum davon abgehalten wurde.

Er fuhr auf schwarzem Rahn über den Strom des Vergessens. Da erblickte er plötzlich am jenseitigen Ufer die eigene Unruhe in Gestalt eines elenden Sklaven, der sich vor ihm verneigte und zu ihm sagte: „Ich kam dir zuvor, um dich zu empfangen.“ Da erschrak Cinna wie noch nie zuvor im Leben und eine neue Erkenntnis dämmerte in seinem Geiste auf: Wenn es unmöglich ist, an das Dasein im Jenseits ohne Unruhe zu denken, so muß ich alsdann dort zu zweien wandeln.

In seiner Verzweiflung beschloß er, die Weisen, von denen es im Serapeum*) wimmelte, anzugehen und sie um Aufschluß und Rat zu bitten. Aber

*) Der dem Hauptgott Alexandriens, Serapis, geweihte Haupttempel.

auch sie vermochten ihm das Rätsel nicht zu lösen, ernannten ihn jedoch zum „Weisen“, ein Ehrenname, den sie schon mehrmals Römern von hoher Geburt und außergewöhnlichem Ansehen verliehen hatten. Er empfand es freilich als ein Spottlob, ein Weiser genannt zu werden, obschon er nicht einmal im stande war, die Frage, die seine Seele am meisten quälte, zu beantworten. Allein es war ja Brauch, daß die Priester vom Serapeum den Menschen die Weisheit nur Knopf um Knopf enthüllten — und Cinna hoffte.

Unter diesen Weisen Alexandriens, wohin er zur Erforschung der ägyptischen Geheimlehren übergesiedelt, war Timon von Athen, ein reicher römischer Bürger, der tätigste und einflußreichste. Nachdem er kaum über 10 Jahre hier gewohnt hatte, erzählte man bereits von ihm, daß es in der ungeheuren Bibliothek keine Pergament- und keine Papyrusrolle mehr gebe, die er noch nicht gelesen hätte, und daß er im vollen Besitz der Weltweisheit sei. Dabei war er ein verträglicher, billig denkender Mann. Diesen fand Cinna aus einer Menge älterer Schulfüchse und Schriftenausleger von oberflächlichem Wissen heraus, schloß mit ihm Bekanntschaft, die sich bald in ein trautes Verhältnis und hernach in warme Freundschaft verwandelte. Der junge Römer bewunderte nicht nur seine Meisterschaft in der Kunst der rednerischen Erörterung, sondern ebenso sehr die vernünftige Art und Weise, wie der Greis von erhabenen, die Bestimmung des Menschen und der Welt berührenden Dingen zu reden verstand. Es fiel Cinna auf, wie Timons Betrachtungen von tiefem Lebensernst durchdrungen waren und mit einer gewissen Traurigkeit vorgetragen wurden. Als sie einander näher standen, überkam ihn oft das Verlangen, den alten Weisen um die Ursache dieser Traurigkeit zu befragen, wobei er ihm sein eigenes Herz ausschütten wollte.

III.

Als sie eines Abends, nach lärmenden Erörterungen über die Unsterblichkeit der Seele, zu zweien auf der das weite Meer überblickenden Terrasse des Serapeums zurückblieben, gestand Cinna dem Weisen, dessen Hand er ergriff, vorbehaltlos und offen, was ihm im Leben als das Qualvollste erschien und aus welchen Gründen er eine Annäherung an die Gelehrten des Serapeums gesucht hatte. „Eines wenigstens gewann ich dabei,“ schloß er, „daß ich dich kennen lernte, Timon, und nun habe ich die Gewißheit, daß, wenn du nicht imstande bist, das Rätsel meines Lebens zu lösen, dies auch kein anderer vermag.“

Timons Blick ruhte eine Weile nachdenklich auf dem glatten aber dunklen Spiegel des Meeres, auf dem das Bild des Neumonds schwamm; dann begann er: „Siehst du, Cinna, dort die Vogelschwärme, die aus dem hohen Norden im Winter daherziehen? Weißt du, was sie bei uns in Ägypten suchen?“

„Dies weiß ich: Wärme und Licht.“

„So sucht auch die Seele des Menschen nach Wärme, welche die Liebe, und nach Licht, welches die Wahrheit bedeutet. Während sie aber wissen, wohin sie fliegen müssen, um das zu finden, wessen sie zum Leben bedürfen, irren die Seelen auf Abwegen umher in Trauer und Unruhe.“

„Weshalb, edler Timon, kann dies nicht anders sein?“

„Einst fanden die Menschen den Seelenfrieden im Glauben an die Götter; jetzt aber ist dieser ausgebrannt wie das Öl in einer schlecht bedienten Lampe. Dann kam die Meinung auf, die Weltweisheit könnte den Seelen als Sonne der Wahrheit dienen. Aber wie steht es um die großen Verkünder der Zweifellehre? Sie sitzen in Rom wie in Athen und hier in der Akademie auf den Trümmern ihrer Lehrgebäude, orakeln und meinen, sie bringen den Menschen den Frieden, während sie nur das Unkraut der Unruhe aussäen; was heißt es anderes, als die Seele in Finsternis schmachten lassen und sich in Unruhe verzehren, wenn man sich vom Licht und von der Wärme losragt? Müssen wir alsdann nicht im dunkeln Irrgang herumtasten, ohne daß es uns gelingt, den befreienden Ausgang zu finden?“

„So hättest auch du ihn nicht gefunden?“

„Ich suchte ihn redlich, aber ich fand ihn nicht. Du suchtest ihn im Laumel des Lebensgenusses, ich im Denken; beide umhüllt derselbe Nebel. Übrigens mußt du wissen, daß nicht dir allein Dual beschieden ist; du leidest, weil die Weltseele dich quält. Du hast den Glauben an die Götter wohl schon lange verworfen?“

„In Rom werden die alten Götter noch öffentlich verehrt; auch neue kamen hinzu aus Asien und Ägypten; aber wahrhaftig glaubt niemand mehr an sie als die Gemüsehändler, die des Morgens vom Lande her in die Stadt kommen.“

„Und diese sind es, die des Friedens der Seele teilhaftig werden.“

„Wie jene Leute, die hier die Katze und die Zwiebel anbeten.“

„Wie jene, die wie sattgefressene Tiere nach ihrer Nahrung nur noch zu schlafen begehren.“

„Und ist ein solches Leben wert, gelebt zu werden?“

„Wissen wir denn etwa, was der Tod uns bringt?“

„Wie unterscheidet sich denn deine Anschauung von derjenigen der Zweifler?“

„Die Zweifler geben sich zufrieden mit der Feststellung der Finsternis oder tun wenigstens so, als ob sie's wären. Mich aber quält die Finsternis.“

„Und gibt es keine Erlösung aus ihren Banden?“

Timon schweig einen Augenblick, dann aber sagte er bestimmt, wenn auch zögernd:

„Ich warte auf sie.“

„Woher soll sie dir kommen?“

„Das müßte ich nicht zu sagen.“

Er stützte den Kopf in die Hand und sann vor sich hin. Nach wenigen Augenblicken hob er an und sprach mit gedämpfter Stimme, als wollte er die auf der Terrasse herrschende Stille nicht stören: „Wundersam, wunderbar! Aber manchmal kommt es mir vor, als berge die Welt und das Leben weiter nichts in sich, als was wir mit unserm beschränkten Geist erfassen, und als ob wir uns darüber nicht zu beunruhigen hätten, wenn mit der Beendigung unseres gegenwärtigen Daseins nicht alles abgeschlossen wäre. So kam ich dazu, in der Krankheit Hoffnung auf Genesung zu schöpfen. Und weiterhin mußte ich mir sagen: wengleich der Glaube an den Olymp und die Philosophie tot ist, so kann Gesundheit in irgend einer neuen Wahrheit verborgen sein, die mir einstweilen noch unbekannt ist.“

Aus dieser Unterredung schöpfte Cinna eine Erleichterung, wie er sie nicht mehr zu hoffen gewagt hätte. Nun war ihm die Erkenntnis geworden, daß nicht er allein, sondern die ganze Welt, die ihm in diesem Weisen verkörpert schien, an seiner Krankheit litt, und damit stellte sich das schmerzlindernde Gefühl ein, es befreie ihn ein Unsichtbarer von einer niederdrückenden Last, indem er sie auf tausend andere Schultern verteile.

IV.

Von dieser Stunde an, die beiden den Beweis unbedingten Vertrauens gebracht hatte, war die Freundschaft zwischen Timon und Cinna eine innige. Sie besuchten einander öfter und tauschten während der Gastmahle mehr als Speise und Trank miteinander. Aber trotz dem innerlichen Leben, das er unter Timon zu führen begann, und trotz aller schmerzlichen Erfahrung sowie der Erschlaffung, welche der Übergenuß im Gefolge hat, war Cinna noch viel zu jung, als daß das Leben, das reicher ist als wir meinen, für ihn nicht noch ungekannte Lockungen und Reize gehabt hätte. Und solch eine Verlockung stellte sich ihm in Timons einziger Tochter dar.

Antäa hieß sie, und ihr Ruhm stand demjenigen ihres Vaters nicht weit nach. Denn sie verehrten hochangesehene Römer und Griechen, welche zu Timon kamen, sie priesen die Weisheitslehren des Serapeums, sie umgab das Volk mit achtungsvoller Bewunderung. Timon sperrte sie nicht, wie es allen andern Frauen widerfuhr, in die Enge des Frauengemachs, sondern suchte ihr das weiteste Wissen beizubringen. Wie sie nun eben zur Jungfrau heranreifte, las er mit ihr nicht nur griechische, sondern sogar römische und hebräische Werke, und da sie mit einem treuen Gedächtnis begabt war und in dem vielvölkischen Alexandrien die Laute all dieser Sprachen beständig an ihr Ohr schlugen, erlangte sie bald eine große Fertigkeit darin. In seine Denkweise eingeweiht, nahm sie an Erörterungen teil, wie sie oft während des Trinkgelages in ihres Vaters Hause vorgenommen wurden, und wußte sich manch-

mal in den Irrgängen schwieriger Aufgaben zurecht zu finden und andere aus demselben hinauszuführen. Timon verehrte sie im stillen. Es umgab sie überdies der Zauber des Geheimnisvollen, manche sagten der Heiligkeit, denn sie hatte prophetische Gesichte, in denen ihr Dinge erschienen, welche dem Auge gewöhnlicher Sterblicher unsichtbar blieben. Timon liebte seine Tochter wie seine eigene Seele, und da er befürchtete, sie vor der Zeit zu verlieren, bangte er oft um sie; denn nach ihren Angaben schaute sie in ihren Träumen und Gesichten oftmals drohende Gestalten, und ein wunderbares Licht erschien ihr von Zeit zu Zeit, von dem sie nicht sagen konnte, ob es ihr ein Quell des Lebens oder die Ursache des Todes sein werde.

Die Ägyptier, welche Timons Gastfreundschaft genossen, verglichen sie gerne mit der Lotosblume, die an den Ufern des Nils göttlicher Verehrung genoß. Wer von ihnen das Glück hatte, sie länger als eines Grusses Länge zu sehen und mit ihr zu sprechen, glaubte in eine neue, ihm bisher unbekannt Welt geblickt zu haben.

So wie ihr Antlitz unter der Sonne Ägyptens nicht dunkler wurde, waren und blieben ihre Augen blau wie der Nil, und ihr Blick schien aus unbekannter, geheimnisvoller Ferne herzukommen. Als Cinna sie zum erstenmal sah, und ihre Rede vernahm, da hätte er ihr bei seiner Heimkehr in der Vorhalle seines Hauses einen Altar errichten und weiße Tauben darauf opfern mögen. Wohl hatte er schon Hunderte von schönen Frauen, Mädchen mit lichtem Antlitz und weizenhellen Haaren und lavaschwarze Numidierinnen gesehen; nie aber eine von solcher Gestalt und solcher Seele. Je öfter er sie sah, je genauer er sie kennen lernte, desto mehr wuchs sein Erstaunen über ihr Benehmen und ihre Geistesart. Und es gab Zeiten, wo er schwärmte und, ob schon er über den Götterglauben hinaus war, sich vorstellte, sie sei die Tochter irgend einer Gottheit, und Menschliches und Göttliches habe sich in ihr vermählt.

Oh' er sich dessen versah, schlug die Flamme einer übermächtigen Liebe in seinem Herzen empor, die von seinen bisherigen Gefühlen ebenso weit entfernt war, als Antäa sich von andern Frauen unterschied. Jetzt hoffte er in den Besitz einer edlen Frau zu gelangen, um sie verehren zu können. Was er besaß, Leib und Leben, hätte er für sie hingeben mögen. Bettler an ihrer Seite zu sein, dünkte ihm herrlicher als Kaiser ohne sie. Der Wirbelsturm der Liebe wuchs und wuchs und schlang alles in sich hinein, Seele, Herz und Gedanken, Tag und Nacht, das ganze Leben. Und endlich ward auch Antäa erfaßt und mitgerissen.

„Glücklicher Cinna!“ riefen ihm die Freunde zu.

„Glücklicher Cinna!“ sprach er im stillen zu sich selbst, als er sie zum Weibe nahm und als ihre reinen Lippen die Worte der Weihe sprachen: „Dir, Cajus, folgt überallhin deine Gaja!“

Seine Seele schwamm im Glück und es war ihm, als müsse dieses so grenzenlos und uner schöp flich sein wie das Meer.

V.

Ein Jahr war den beiden Glücklichen am häuslichen Herd verflossen, und immer noch genoß die junge Frau ihres Mannes schrankenlose Verehrung. Sie war sein Augapfel, seine Liebe, seine Weisheit und sein Licht. Aber auch das Meer hat seine Ebbe. Antäa verfiel einer schrecklichen unbekanntem Krankheit. Sie hatte greuliche Gesichte, die ihre Nervenkraft erschöpften. Aus ihrem Antlitz verschwand die Farbe der Gesundheit, ihre Hände begannen zu glänzen wie durchscheinendes Wachs, und ihre Augen sanken tief in die Höhle zurück. Die Sperber kreisten über dem Hause Cinnas, ein Vorzeichen des Todes.

In der That wurden die Gesichte Antäas immer furchtbarer. Wenn die Mittagssonne über der stillen Stadt brütete, glaubte Antäa um sich her rasche Schritte unsichtbarer Gestalten zu vernehmen; blickte sie in die Luft, erschien ihr im Hintergrund ein gelblicher Totenkopf, dessen dunkle Augenhöhlen auf sie gerichtet waren. Er starrte sie unablässig an, als wollte er sie auffordern, ihm in ein unbekanntes Dunkel zu folgen. Sie schauderte, ein Fieber begann ihren Körper zu schütteln, Totenblässe bedeckte ihre Stirn, kalter Schweiß rann über ihre Wangen herunter, und die, die man als Priesterin des häuslichen Herdes verehrte, war ein verängstigtes, hilfloses Kind, das sich an die schützende Brust des Gatten flüchtete und ihn mit schreckensbleichen Lippen anflehte: „Rette mich, Cajus, beschütze mich vor dieser gräßlichen Gestalt!“

Vergeblich ließ Cajus seine Blicke im Raume schweifen; sie vermochten keine der Spufgestalten der Unterwelt zu sehen, die sein armes Weib erschreckten. Die Mittagsstille lag schwer und lautlos auf der Umwelt; ein grelles, weißes Licht flutete durch die Straßen der Stadt und weithin glänzte das Meer. Die Sperber kreisten schreiend über dem Hause.

Die furchtbaren Gesichte stellten sich immer häufiger ein und bald alltäglich. Sie verfolgten Antäa nicht nur in ihren Gemächern, auch in der Vorhalle und außer dem Hause. Auf ärztlichen Rat ließ Cinna ägyptische Samkufenspielerinnen und Beduinen kommen, die auf irdenen Pfeifen spielend, das Geräusch der unsichtbaren Wesen übertönen sollten. Umsonst. Antäa vernahm die seltsamen Stimmen und Geräusche mitten aus dem betäubenden Getöse heraus, und wenn die Sonne so hoch stand, daß der Schatten des menschlichen Körpers wie ein heruntergeglittenes Gewand ihm zu Füßen lag, so erschien in der vor Hitze zitternden Luft der Totenkopf, richtete auf Antäa die hohlen Augen und wich dann langsam zurück, als wollte er sie auffordern, ihm zu folgen. Manchmal war es ihr, als bewegte er den Mund; dann wieder, als entflatterten ihm Schwärme großer schwarzer Käfer, die durch die Luft auf sie zuschwirrten. Das Leben ward ihr schließlich zur Qual, so daß

ſie Cinna bat, er möge ſie mit dem Schwerte töten oder ihr Gift darreichen. Aber er brachte es nicht über ſich, ihrer Bitte zu willfahren.

Ein griechiſcher Arzt erklärte ihm, es ſei Hefate, die ſeiner Gattin erſcheine, und jene unſichtbaren Weſen, deren Geräuſch die Kranke erſchrecke, gehörten zum Gefolge der Unheil brütenden Kreuzweggöttin und Beherrſcherin böſer Dämonen. Wer dieſe einmal erſchaut habe, für den gebe es keine Rettung mehr.

Cinna, der vor kurzem noch den Glauben an Hefate verſpottet hatte, ließ ſich beſtimmen, eine Hefatombe *) zu opfern; allein ohne Erfolg, denn um die nächſte Mittagszeit ſtarrten die entſehlichen Augenhöhlen wiederum Antäa an.

Als man ihr den Kopf mit Schleiern verhüllte, ſah ſie das Totenantliß trotzdem, und wie man ſie in ein dunkles Gemach einſchloß, ſtarrte das Schreckgeſicht von den Wänden auf ſie herab, indem es mit ſeinem ſahlen Schein die Dunkelheit erhellte.

Kam der Abend, fühlte ſich die Kranke freier; aber dann verfiel ſie in einen ſolch eiſernen Schlaf, daß Cinna fürchten mußte, ſie werde nicht mehr daraus erwachen. Binnen weniger Monate kam ſie dermaßen von Kräften, daß ſie nicht mehr zu gehen vermochte und man ſie beſtändig in einer Sänfte herumtragen mußte.

Jetzt begann ſich Cinna's die frühere Unruhe wieder zu bemächtigen, und zwar wuchtiger als je. Wohl lag ihr die Sorge um Antäa zu Grunde, aber zugleich die Empfindung, die Krankheit ſeiner geliebten Gattin ſtehe in einem geheimniſsvollen Zuſammenhange mit all den Dingen, über die er in ſeiner erſten Unterredung mit Timon geſprochen. Vielleicht wäre der alte Weiſe derſelben Meinung geweſen; allein Cinna mochte ihn nicht darüber befragen, aus Furcht vor der Beſtätigung.

Indeſſen welkte die Kranke dahin wie eine Blume, in deren Kelch ſich eine giftige Spinne eingeniſtet. Cinna jedoch klammerte ſich wie jeder Verzweifelnde an die ſeltſamſten Rettungsmittel. Zuerſt führte er ſie in die Nähe von Memphis in die Wüſte; allein der Aufenthalt in der Stille der Pyramiden brachte keine Befreiung. Dann brachte er ſie nach Alexandrien zurück und ließ Wahrfagerinnen und Krankheiten beſprechende Zauberer zu ihr kommen, welche mit ihren Wundermitteln die Krankheit keineswegs bannten, dafür aber ſeinen Geldbeutel leerten.

Um dieſelbe Zeit kam der berühmte jüdiſche Arzt Joſeph, Abuga's Sohn, von Caſarea nach Alexandrien. Cinna ließ ihn ſofort zu ſeiner Gattin kommen. Und die Beratung fiel ſo aus, daß Cinna wieder Hoffnung ſchöpfte.

*) Eigentlich Opferung von 100 Stieren, dann bedeutet das Wort überhaupt jedes öffentliche Opfer.

Joseph, dem der Glaube an griechische und römische Götter völlig fremd war, verlachte die Ansicht über Sekate und ihren Einfluß. Nach seiner Meinung war die Kranke vielmehr von Dämonen besessen, weshalb er den Rat erteilte, Antäa müsse Ägypten verlassen, woselbst außer den bösen Geistern auch die Ausdünstung der Deltaümpfe von schädlicher Wirkung sei. Am zweckmäßigsten wäre es, die Kranke nach Jerusalem zu verbringen, einer Stadt, zu der die Dämonen keinen Zutritt hätten und wo die Luft rein und trocken sei. Cinna folgte ohne Bedenken den Ratschlägen des Arztes, weil er keine andere Hilfe mehr übrig sah und weil dort ein ihm wohlbekannter römischer Prefurator regierte, dessen Vorfahren zu den Gästen der Familie Cinna gehört hatten.

Pontius empfing ihn denn auch wie einen Freund und stellte ihm das schöne, in der Nähe der großen Ringmauer gelegene Landhaus zur Verfügung. Allein schon auf der Meerfahrt schwand Cinna's Hoffnung: auf dem Deck des Schiffes war Antäa der Totenkopf erschienen, und als sie in Jerusalem eintrafen, erwartete die Kranke die Mittagsstunde mit derselben Todesangst wie in Alexandrien.

Ihre Tage flossen langsam dahin in banger Verzweiflung und bitterer Erwartung des Todes.

VI.

In der Vorhalle war es trotz dem lusterfrischenden Brunnen und der frühen Morgenstunde schier unerträglich heiß, da die Frühlingssonne den Marmor der Säulen zum Glühen brachte; allein in der Nähe des Landhauses stand ein mächtiger und weitschattender Terpentibaum. Über den offenen Platz strich auch von Zeit zu Zeit ein kühlender Luftzug; so ließ Cinna die mit Hyazinthen und Apfelblüten geschmückte Sänfte, in der Antäa lag, dahin bringen. Dann nahm er an ihrer Seite Platz, legte seine Hand auf ihre wachsweiß gewordenen Hände und fragte sie teilnehmend:

„Fühlst du dich hier wohler, Geliebte?“

„Gewiß, gewiß,“ antwortete sie mit flüsternder Stimme.

Dann schlossen sich ihre Augen, wie wenn sie der süße Schlaf umfinge. Alles schwieg; nur im Gezweig des Terpentinbaumes lispelte ein sanfter Luftzug; am Boden aber spielten um die Sänfte herum die goldenen Lichter der das Laubwerk durchbrechenden Sonnenstrahlen. Im Gestein das leise, einschläfernde Gezirpe der Heuschrecken.

Nach einer Weile schlug Antäa die Augen auf.

„Cajus“, lispelte sie, „ist es wahr, was man mir gesagt hat, daß in dem Land ein Weltweiser erschienen ist, der Kranke heilt?“

„Ein Prophet wird er hier genannt,“ entgegnete Cinna. „Ich hörte von ihm und wollte ihn zu dir berufen, als es sich herausstellte, daß er ein falscher

Wundertäter war. Auch lästerte er den hiesigen Tempel sowie das Glaubensbekenntnis dieses Landes, weshalb ihn der Landpfleger zum Tode verurteilte. Heute wird er gekreuzigt.“

Antäa neigte das Haupt, und Traurigkeit flog über ihr Angesicht. Als er dies bemerkte, sagte Cinna: „Sei nur ruhig, Antäa, dich heilt die Zeit.“

„Die Zeit?“ erwiderte sie in gelassenem Zweifel, „sie steht im Dienste des Todes, nicht des Lebens.“

Und wiederum herrschte tiefes Schweigen. Die Sonnenkringel flimmerten. Aus den Felsenriken huschten flinke Eidechsen hervor, um sich auf den Steinblöcken zu sonnen.

Von Zeit zu Zeit ließ Cinna einen langen forschenden Blick auf Antäa haften. Zum tausendsten Male stieg in ihm der verzweifelte Gedanke auf, alle Mittel zur Rettung seiner Geliebten seien erschöpft, bald werde sie ein vergänglicher Schatten und ihr Leib müsse alsdann als unscheinbares Häufchen im Aschenkrüge gesammelt werden. Schon jetzt, wie sie mit geschlossenen Augen in ihrer Sänfte lag, glich sie einer Leiche.

„Bald werde ich dir nachfolgen,“ sagte Cinna im stillen zu sich.

Da ließen sich aus der Ferne unbekannte Schritte vernehmen. Antäas Antlitz wurde weiß wie Kreide; aus ihrem halbgeöffneten Munde stießen rasche Atemzüge hervor, schneller wogte ihre Brust auf und nieder. Sie wähnte sicher, ihr nahe sich die Schar jener unsichtbaren Wesen, die dem Erscheinen des Totenkopfes voranzugehen pflegten.

Cinna griff nach ihren Händen und drückte sie beruhigend. „Erschrecke nicht, Antäa,“ sagte er, „auch ich höre jene Schritte. Es ist Pontius, der zu uns kommt.“

Da wo der Fußsteig sich zum Platz mit dem Terpentibaum herumbog, erschien der Landpfleger in Begleitung zweier Sklaven. Ein nicht mehr junger Mann mit glatt rasiertem Gesicht, voll angelernter Würde, aber mit dem Ausdruck des Kummers und der Erschöpfung in den Zügen.

„Gruß dir, edler Cinna, und auch dir, göttliche Antäa!“ begann er, als er in den Schatten des Baumes trat; „auf eine kühle Nacht ist ein heißer Tag gefolgt; möge er euch beiden Glück und Trost bringen und Antäas Gesundheit wieder erblühen wie die Blumen, die ihre Sänfte zieren.“

„Der Friede sei mit dir und unser ergebenster Gruß!“ antwortete Cinna.

Der Landpfleger setzte sich auf eine Felsbank und warf einen Blick auf Antäa. Da runzelte er die Stirn und erhob seine Stimme:

„Die Einsamkeit erzeugt Trauer und Krankheit; begäbet ihr euch unter die Menge, bliebe euch weder Raum noch Zeit übrig zur Beängstigung; so will ich euch denn einen Rat erteilen. Leider leben wir hier weder in Antiochia noch in Cäsarea und gibt es hier weder Spiele noch Wettrennen. Wollte man einen Zirkus errichten, so würden ihn die Stizköpfe tags darauf zerstören.“

Wohin man horcht, hört man bloß vom „Testament“ — und diesem Testament steht alles im Wege, was Lebensfreude heißt. Lieber möchte ich bei den barbarischen Skythen wohnen als hier . . .“

„Was erregt dich, Pilatus? Worüber willst du reden?“

„Deine Frage ist berechtigt. Ich bin von dem, was ich sagen wollte, völlig abgekommen; aber daran sind die Sorgen schuld, die mich plagen. Inmitten der Menge gibt es keinen Raum für die Furcht, das wollte ich bemerken und euch mitteilen, daß ihr heute ein Schauspiel unter der Menge erleben könnet, was in dem langweiligen Jerusalem selten vorkommt. Vor allem rüstet euch, damit Antäa sich um die Mittagszeit unterm Volk befinde. Heute werden nämlich drei Menschen gekreuzigt. Das ist doch besser als nichts. Zugleich hat sich aus Anlaß des Passahfestes das seltsamste Volk und Gefindel aus allen Teilen des Landes über die Stadt ergossen. Es ist schon ein Schauspiel, diese bunte Menge zu betrachten, und so lasse ich für euch beide die besten Plätze in der Nähe der Kreuze vorbehalten. Ich habe die Hoffnung, es gebe keinen kläglichen Anblick, sondern die Verurteilten werden mutig sterben. Einer von ihnen ist ein ganz wunderlicher Mensch, nennt sich Sohn Gottes, ist sanft wie eine Taube und hat nichts verbrochen, um dessenwillen er den Tod verdient hätte.“

„Und du hast ihn zur Kreuzigung verurteilt?“

„Ich mußte es tun, um einer Gefahr auszuweichen; ich wollte auch nicht in jenes Wespennest stechen, das da aus dem Tempel und den Schriftgelehrten und Pharisäern besteht. Sie führen sowieso bereits Klage gegen mich in Rom. Übrigens handelt es sich da nicht um einen römischen Bürger.“

„Jener Mensch wird aber nichtsdestoweniger leiden und getötet.“

Der Landpfleger schwieg eine Weile betroffen; dann begannen sich seine Rippen zu bewegen und es war, als ob er zu sich selber spreche, als er begann:

„Es liegt da etwas ganz Unerträgliches vor; ich möchte es Übertreibung der Dinge nennen. Wer vor mir solche Reden führt, stiehlt mir die gute Laune für den ganzen Tag. Meiner Meinung nach haben sich die Menschen an den goldenen Mittelweg der Vernunft zu halten. Und nun gibt es auf der ganzen Erde, soweit ich sie kenne, keinen Winkel, wo man diesen edlen Grundsatz weniger beachtet als hier. Das quält mich und läßt mir keine Ruhe. So ergeht's auch den andern. Alles ist aus dem Gleichgewicht gefallen, die Menschen wie die Natur. Setzt zum Beispiel, im Frühjahr, sind die Nächte kühl, aber die Tage von solcher Glut, daß einem die Füße auf dem Steinpflaster verbrennen. Noch ist die Mittagszeit zwar nicht da, aber seht dann, wie es wird. Was aber die Menschen betrifft, so möchte ich lieber schweigen; und ich bleibe nur hier, weil ich muß. Doch, ich komme schon wieder von der Sache ab. Was ich sagen wollte: Seht euch doch die Kreuzigung an. Ich bin sicher, der Nazarener weiß anständig zu sterben. Ich ließ ihn zuerst

geißeln, in der Hoffnung, ich könnte ihn dadurch vor dem Tode bewahren. Ihr wißt ja, daß ich kein Wüterich bin. Als man ihn mit Geißeln schlug, nahm er es hin, geduldig wie ein Lamm, und segnete die Menge. Als das Blut in Striemen von ihm floß, hob er die Augen zum Himmel und betete. Ich sage euch, dies ist der wunderbarlichste Mensch, der mir je im Leben begegnet ist. — Meine Frau ließ mir seinetwegen keine Ruhe und lag mir schon vom frühen Morgen an mit der Bitte im Ohr: „Laß den Tod dieses Unschuldigen nicht zu!“ Ich wollte ihr nachgeben. Zweimal stieg ich auf die Tribüne, um auf die verbissenen Tempeldiener und die schäbige Volksmenge mit dem Schwert der Rede einzuhauen. Aber sie warfen die Köpfe ins Genick, rissen den Mund bis an die Ohren auf und schrien mir einstimmig zu: „Kreuzige ihn! Kreuzige ihn!“

„Und du hast nachgegeben?“ fragte Cinna.

„Ich mußte. In der Stadt wäre ein Aufstand ausgebrochen, wenn ich's nicht getan hätte; und ich bin dazu bestellt, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Übertreibungen mag ich nicht; bin auch meines Amtes müde, todmüde. Wenn ich aber einmal eingreife, dann scheue ich mich nicht, für das Wohl der Gesamtheit das Leben eines Einzelnen zu opfern. In diesem Fall ist es dazu noch ein Fremdling, um den kein Hahn kräht. Um so schlimmer für ihn, daß er kein Römer ist!“

„Scheint denn die Sonne nur über Rom?“ flüsterte Antäa.

„Göttliche,“ erwiderte der Landpfleger, „darauf könnte ich dir antworten, daß sie auf der ganzen Erdscheibe die römische Macht bescheint. Die Wohlfahrt des römischen Staates ist jedes Opfer wert; ein Aufruhr würde unser Ansehen untergraben. Ich flehe dich an, laß mich nicht schwach werden und fordere nicht von mir, daß ich das Urteil ändere. Es muß dabei bleiben. Auch Cinna wird dies bestätigen. Ein bereits gefälltes Urteil kann überdies nur der Cäsar abändern. Ist es nicht so, Cajus?“

„Es ist so.“

Allein diese Worte beruhigten Antäa nicht; sie machten vielmehr einen schmerzlichen Eindruck auf sie, und sie dachte möglicherweise an sich selbst, als sie klagte:

„So kann man also unschuldig leiden und sterben?“

„Wer ist ohne Schuld?“ entgegnete Pontius. Der Nazarener verübte kein Verbrechen, deshalb wusch ich als Landpfleger meine Hände in Unschuld. Als Mensch aber muß ich seine aufrührerischen Lehren verdammen. Er verkündet unerhörte Dinge; davon bin ich überzeugt. Die Welt aber bedarf der Vernunft als Grundlage zu ihrem Frieden. Niemand, auch ich nicht, bestreitet die Notwendigkeit der Tugend. Aber selbst die Gleichmutslehrer behaupten, man solle die Widerwärtigkeiten gelassen ertragen, ohne zu fordern, daß man allen irdischen Gütern entsage, vom Vermögen bis zu Speise und

Trank: Du, Cinna, bist ein vernünftiger Mensch. Nun sage du selbst, was würdest du von mir halten, wenn ich dieses mein Haus, das ihr bewohnt, ohne irgendwelche Veranlassung dem Lumpenvolk schenken würde, das bei dem Toppe'schen Tore an der Sonne liegt? Und solche Dinge fordert dieser Mensch aus Nazareth. Auch predigt er, man solle alle Menschen gleicherweise lieben und die Juden wie die Römer, die Römer wie die Ägypter u. s. w., als ob sie alle gleich viel wert wären. Ich gestehe dir offen, das war zu viel für mich. Aber was ihn betrifft, so ist es seltsam zu sehen, wie er im Augenblicke, wo es ihm ans Leben geht, sich so benimmt, als beträfe es einen andern: er belehrt die Gegner und betet für sie. Es ist ihm also gar nichts am Leben gelegen. Bin ich verpflichtet, einen solchen zu retten? Er weiß nicht Maß zu halten, er ist kein vernünftiger Mensch. Er nennt sich auch Sohn Gottes und zerstört damit die Grundlagen, auf denen die Welt ruht; also schadet er der Menschheit. Mag er für sich denken, was er will; aber etwas anderes ist es, die Menschen aufzuwiegeln. Als Mensch muß ich gegen seine Lehren Einspruch erheben. Gesezt den Fall, ich glaubte an keine Götter, so ist das meine Sache. Aber ich anerkenne die Notwendigkeit der Religion und verkünde dies auch öffentlich, weil ich der Überzeugung bin, daß sie das Leitseil ist, an welchem die Menschheit geführt werden muß. Übrigens: was macht diesem Nazarener der Tod aus? Er behauptet ja, daß er auferstehen werde."

Bewundert blickten Cinna und Antäa einander an.

„Auferstehen?“

„Nicht früher und nicht später als in drei Tagen. So verkünden es wenigstens seine Jünger. Würde er nicht auferstehen, so verlöre er nichts dabei; denn gemäß seiner Lehre beginnt das wahre Dasein oder die ewige Glückseligkeit erst nach dem Tode. Darüber spricht er wie ein Mensch, der seiner Sache völlig gewiß ist. Je mehr einer hier unten leidet, desto sicherer findet er den Eingang ins ewige Leben; seine oberste Forderung ist, daß der Mensch liebe und nur liebe.“

„Eine wunderbare Lehre!“ sprach Antäa.

„Und die andern riefen dir zu: „Kreuzige ihn?“ fragte Cinna.

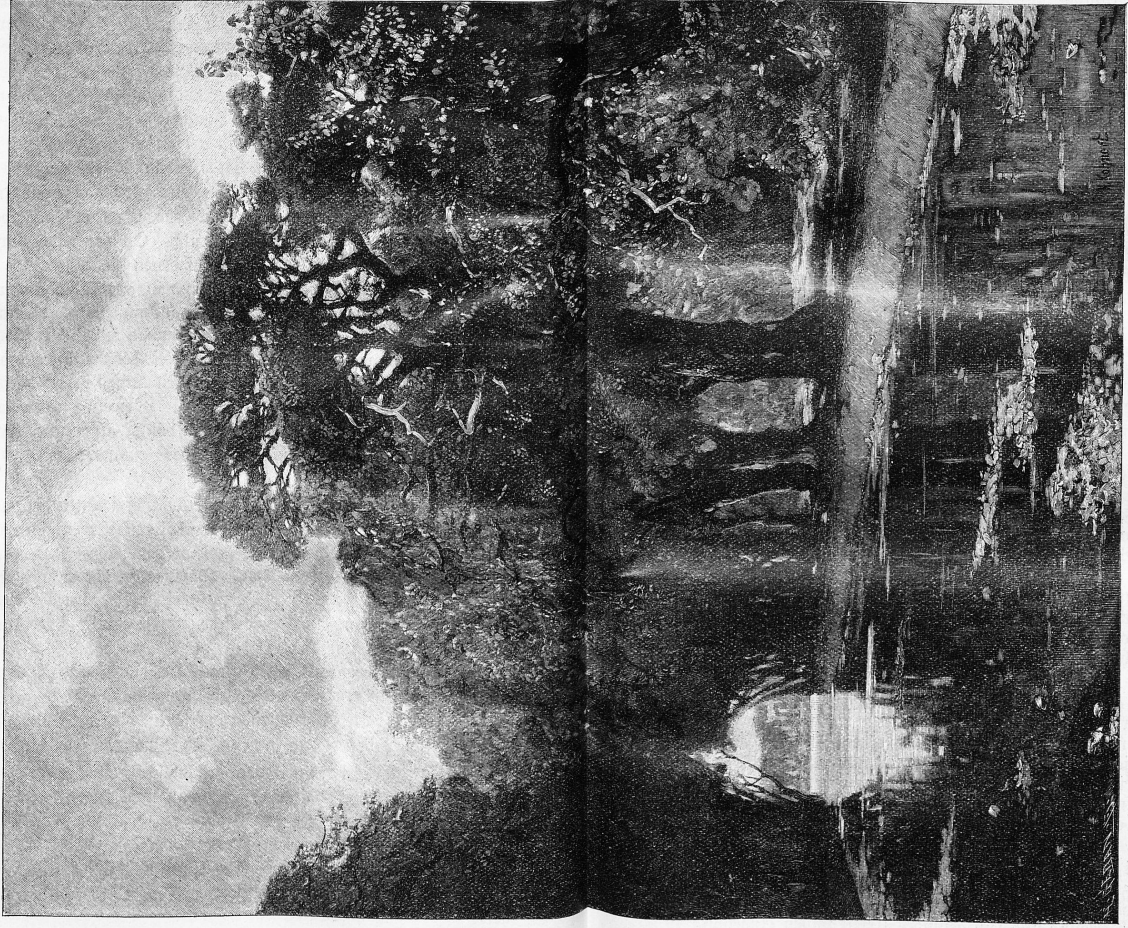
„Darüber halte ich mich nicht auf; denn die Seele dieses Volkes ist der Haß, und wie soll der Haß nicht die Liebe kreuzigen wollen?“

Antäa fuhr sich mit ihrer durchsichtigen Hand über die Stirne und sagte: „Und ist ihm eine Gewißheit, daß man leben und glücklich werden könne nach dem Tode?“

„Darum fürchtet er weder Kreuz noch Tod.“

„Ach, wie herrlich wäre dies doch, mein Cinna!“ seufzte sie. Und nach einer Weile fragte sie nachdenklich: „Woher ward ihm denn diese Gewißheit?“

Der Landpfleger machte mit der Hand eine abwehrende Gebärde: „Er



Alter Park.

Gemälde von F. Kohnert.

sagt, er wisse es vom Vater aller Menschen, welcher für die Juden das bedeutet, was für uns Jupiter, mit dem Unterschied allerdings, daß nach der Lehre des Nazareners dieser Vater allein der Einzige und Barmherzige sei.“

„Wie herrlich wäre das doch, Cajus!“ wiederholte die Kranke.

Cinna tat den Mund auf, um etwas zu erwidern, schwieg aber, und das Gespräch ward abgebrochen. Pontius hatte jedenfalls über des Nazareners wunderliche Lehrmeinung weiter nachgedacht; er schüttelte den Kopf und zuckte oberflächlich mit der Schulter. Endlich stand er auf, um Abschied zu nehmen.

Da sagte Nutäa in plötzlichem Entschluß: „Cajus, wir wollen uns aufmachen, um diesen Nazarener zu sehen.“

„Beeilt euch nur,“ sagte Pilatus im Fortgehen, „der Zug wird sich alsbald in Bewegung setzen.“ (Schluß folgt.)

Wer ausharrt, wird gekrönt.

Von D. S. Marden.

Wenn in einer Sache die glänzendste Begabung versagt hat; wenn alle Fähigkeiten umsonst angerufen worden sind; wenn die größte Findigkeit keinen gangbaren Weg mehr entdeckt; wenn der flügste Verstand zu Rande gekommen ist; wenn auch Empfehlungen und hochmöglicher Einfluß erschöpft sind: dann bleibt die hartnäckige Beharrlichkeit, die zähe Ausdauer allein noch im Felde und wird Sieger, weil sie sich in die Sache verbeißt und sie nicht mehr losläßt. Sie ist es, die zu guter Letzt einen Auftrag erhält, einen Vertrag abschließt, eine Stelle davonträgt oder irgend etwas durchsetzt. Schon wahre Wunder hat die zähe Ausdauer gewirkt. Sie hat schon manche Schlacht gehalten und gewonnen, wenn sogar jede Hoffnung geflohen war.

Willst du daher als Geschäftsmann Erfolge davontragen, willst du Kunden gewinnen, Lieferungen erhalten, dir Kredit oder Kapitalien verschaffen, so mußt du lernen, niemals zu weichen, nie mit einem Nein zufrieden sein und dich auf so höfliche und angenehme Art zu behaupten, daß dir niemand böse sein und dich keiner abweisen kann.

Jener besitzt eine beneidenswerte Gabe, der hartnäckige, unüberwindliche Ausdauer mit einem angenehmen, herzlichen, sonnigen Wesen zu vereinigen weiß.

Es gehört Mut dazu auszuharren, wenn jeder andere zurückwiche, und eine Sache weiter zu verfechten, die von anderen als aussichtslos angesehen wird; aber gerade die Fähigkeit etwas festzuhalten und zu behaupten und dabei seine ruhige Überlegung und sein gesundes Urtheil keinen Augenblick zu verlieren, die wird dir den größeren Gehalt verschaffen, wo die anderen bei